

Heute abend in Bethlehem

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **47 (1972)**

Heft 2

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-104070>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kürzlich wurde vom Fernsehen eine Sendung aus Bethlehem bei Bern über die Grosssiedlungen Tscharnergut und Gäbelbach ausgestrahlt. Da ich kurz vorher an einer Arbeitstagung der Berner Sektion des Verbandes für Wohnungswesen im schönen Versammlungslokal im Gäbelbach teilgenommen hatte, die mit Wohnungsbesichtigungen verbunden war, harrte ich gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Ich kenne auch das Tscharnergut von Besichtigungen her und habe dort Bekannte, mit denen ich mich schon öfters darüber unterhalten habe, wie es sich in einem Scheiben- oder Hochhaus wohnt. Beinahe alle, mit denen ich gesprochen habe, sind es so zufrieden. Vollkommenheit ist nicht von dieser Erde, aber es scheint in diesen Grosssiedlungen nicht schlechter zu gehen als anderswo. Noch und noch sagten die von mir Angesprochenen, sie möchten nirgendswo sonst wohnen.

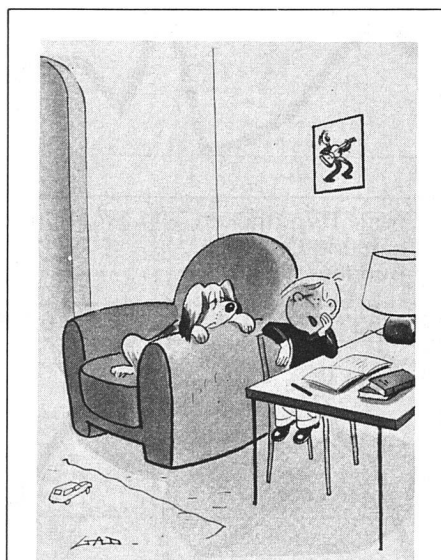
Diese positiven Stimmen wurden in der Sendung kaum laut. Man kann dem Fernsehen in dem Falle wie gelegentlich auch sonst den Vorwurf nicht ersparen, das Negative, das Genörgel und Gemecker hoch aufzuspielen. Die Sendung war technisch sehr gekonnt, im übrigen aber dilettantenhaft. Offenbar waren die an ihr massgeblich Beteiligten, mit Ausnahme der Bauträger, des Architekten und weniger Experten, die sich in der Materie auskennen, von Fachkenntnissen ziemlich unbelastet.

Ich selber stand den Grosssiedlungen am Stadtrand vorerst auch skeptisch gegenüber, aber ich habe mit der Zeit eingesehen, dass sie infolge der Bodenverknappung unvermeidlich sind, wollen wir nicht den ganzen Boden «zersiedeln» und die Städte ins Uferlose wachsen lassen. Da es nun einmal eine Notwendigkeit aus landesplanerischen Gründen ist, grösseren Bevölkerungsgruppen auf relativ geringer Bodenfläche Wohnraum zu beschaffen, ist es sinnlos, nur negativ dazu eingestellt zu sein. Wir befinden uns in einer Zwangslage, und wir können nicht mehr anders, wobei finanzielle Überlegungen weniger ins Gewicht fallen. Hochhäuser kommen nicht billiger zu stehen als die konventionellen Wohnblöcke, aber sie beanspruchen weniger Land, so dass genügend Grünflächen und Spielplätze angelegt werden können. Was sehr wichtig ist. Man kann nicht einerseits vermehrt Spielplätze und Sportanlagen verlangen und andererseits auf der konventionellen Bauweise beharren. Das ist schizopren und

beruht auf einem Mangel an Sachkenntnis.

Indessen ist schizophrens Verhalten gegenwärtig häufig. Es werden dauernd Sachen verlangt, die man einfach nicht haben kann, oder wenn man sie näher unter die Lupe nimmt, zeigt es sich, dass man gar nicht viel damit anfangen kann. Es wird vielfach etwas verlangt aus purer Lust am Fordern. So wurden zum Beispiel am Städtetag der sozialdemokratischen Partei der Schweiz in Zürich unter anderem innerhalb der Wohnung verschiebbare Wände gefordert. Als ob ein Arbeiter keine anderen Sorgen hätte, wenn er eine Wohnung suchen muss! Ich habe dieses Postulat an einer Konferenz von sozialdemokratischen Frauengruppen kritisiert und erklärt, man solle nicht derart törichte Forderungen erheben, deren Verwirklichung äusserst kostspielig seien und entsprechend untragbar hohe Mietzinse zur Folge hätten. Eine junge progressive Frau kam mir sehr aggressiv. Der Zufall wollte es, dass ich bald danach eine Architektin antraf, die eigens nach Schweden gefahren war, um die dort mit den verschiebbaren Wänden gemachten Erfahrungen kennenzulernen. Die Möglichkeit, die Wände zu verschieben, wird nur ganz selten wahrgenommen. Man hat sich an den Grundriss gewöhnt und sich bestmöglich eingerichtet. Und dann bleibt man dabei.

Doch zurück zu unserer Sendung.



«Seit ich die TV-Sendung über das Tscharnergut gesehen habe, fühle ich mich frustriert: Mein Zimmer hat ebenfalls keine verschiebbaren Wände...»

Frau Heidi Abel gab ihrer Verwundung Ausdruck, dass in beiden Siedlungen die Zimmerwände nicht verschiebbar seien, ein weiterer Beweis dafür, wie gedankenlos neue Ideen nachgeplappert werden. Man muss eben ums Töten an dem, was ist, etwas aussetzen und den Leuten einen Floh ins Ohr setzen, den sie gar nicht bezahlen könnten. Dass Heidi Abel die Geräuschkundlichkeit der Wände innerhalb der Wohnung abklären wollte, war ebenfalls bezeichnend. Sie hätte die Qualität der Isolation von Wohnung zu Wohnung erfragen sollen. Dort liegt der Hund begraben! Ein gewisser Wohnlärm innerhalb der Wohnung gehört dazu. Selbstverständlich höre ich, wenn im Nebenzimmer der Radio- oder Fernsehapparat eingeschaltet ist, aber, sofern die Apparate richtig eingestellt sind, sind die Geräusche nicht so laut, dass sie mich stören würden. Und wir müssen sogar hören, ruft jemand innerhalb der Wohnung. Die wesentliche Frage nach der Isolation nach rechts und links, nach oben und unten wurde nicht gestellt. Ich habe verschiedenes gehört. Eine Frau im Tscharnergut sagte mir, sie würden nur im Sommer durch Geräusche von andern Mietern belästigt, wenn die Fenster offen seien. Bei unserem Rundgang durch den Gäbelbach erkundigte ich mich bei einer fremden jungen Frau danach. Sie sagte, sie hätten sehr laute, sprich ungezogene, rücksichtslose Mieter über sich.

Von Jugendlichen wurde die Grösse der Kinderzimmer, die mit acht Quadratmetern angegeben wurde, beanstandet. Architekt Reinhard korrigierte die Aussage. Sie umfassen zehn Quadratmeter. Ich habe diese Kinderzimmer gesehen. Sie sind tatsächlich nicht gross. Jedoch hätte ein solches Zimmer für mich als Kind das Glück hienieden bedeutet. Ich musste in einem Zimmer schlafen, das tagsüber der Familie als Wohnraum diente. Obschon ich geselliger Natur bin, wäre ich hie und da gern ein wenig für mich gewesen. Erst im Alter von fünfzehn Jahren erhielt ich ein eigenes Zimmer. Es war kleiner als die Kinderzimmer im Gäbelbach. Trotz seiner Winzigkeit spürte ich mich nicht vor Freude. Einer meiner Neffen hat für das zweite Kind ins Dach hinein ein Zimmer gebaut, das auch sehr klein und noch dazu abgeschrägt ist, und sein Töchterlein ist glücklich, ein eigenes Stübli zu haben. Man muss nicht immer nur von der Quantität ausgehen, wie man dies heutzutage mit Vorliebe tut. Ein eigenes

Zimmer zu haben, kann einen Gemütswert besitzen, der nicht quantitativ fassbar ist.

Von Mietern wurde ein zweites WC verlangt. Ein zweites «Hüsl» ist bei Wohnungen, die für Durchschnittseinkommen geplant werden, nicht «drin». Nach alter Väter Sitte sollte der Mietzins nicht mehr als einen Fünftel des Einkommens ausmachen. Die Mietzins im Tscharnergut und im Gäbelbach bewegen sich in diesem Rahmen und sind ergo erschwinglich. Installationen sind bekanntlich sehr teuer. Ein zweites WC würde diesen Rahmen sprengen. Das muss man allzu anspruchsvollen Mietern zum Bewusstsein bringen. Professor Atteslander, der als Soziologe nebst einer Kinderpsychologin zur Gesprächsteilnehmerrunde zählte, bemerkte befremdet, man rede ständig von Geld. Allwäg wohl muss man vom Geld reden, baut man für Arbeiter und Angestellte Wohnungen. Für sie ist der Mietzins ein ganz wichtiger Posten des Haushaltsbudgets. Für Herrn Karajan wahrscheinlich nicht, der es nicht nötig hat, gemeinnützige Baugenossenschaften zur Errichtung seiner Villa einzuspannen. Hat der Soziologe es nicht mitbekommen, dass die übersetzten Mietzinssteigerungen bei Alt- und Neuwohnungen und die Kündigungen wegen Zweckentfremdung des Hauses, Belegung mit Gastarbeitern

oder wegen Abbruchs eine profunde Verstimmung in unserem Lande ausgelöst haben? Weshalb hat sich denn der Ständerat überraschenderweise für einen verstärkten Mieterschutz eingesetzt und hat Bundesrat Brugger eine recht brauchbare Vorlage zur Förderung des Wohnungsbaues, die demnächst zur Abstimmung gelangt, ausarbeiten lassen? Im Bundeshaus hat man endlich, endlich begriffen, was es geschlagen hat. Aus der Frage von Rolf Rybi, was an den Wohnungen im Tscharnergut und Gäbelbach verdient werde, konnte trefflich geschlossen werden, dass er grad nicht im Bild war. Es handelt sich dabei nicht um Spekulationsbauten. Sie werfen keine Rendite ab in dem Sinne, dass sich jemand daran zu bereichern vermöchte.

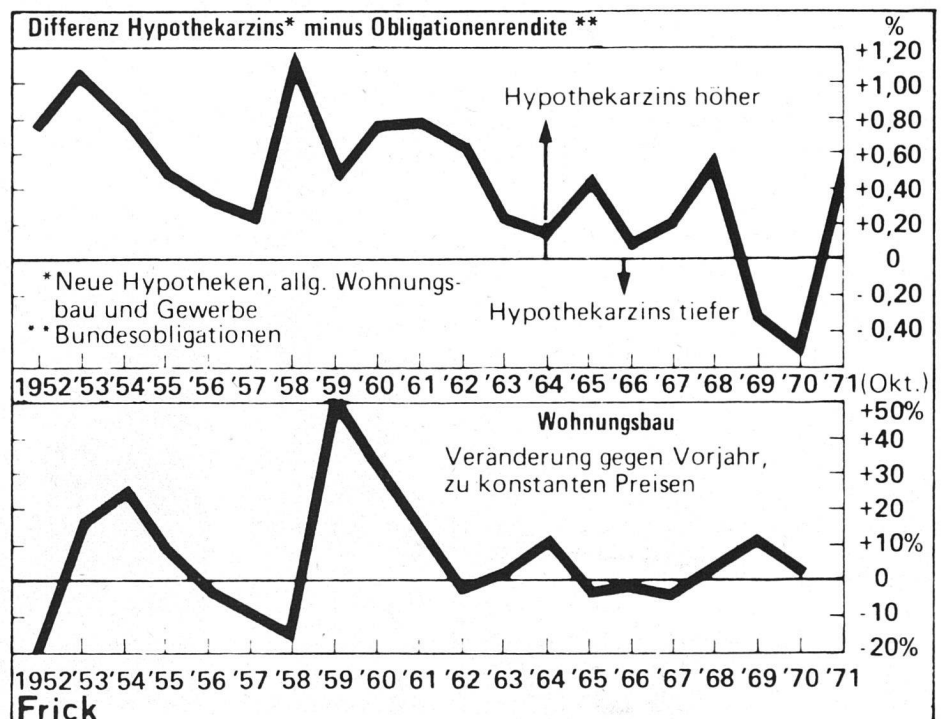
Item, die Sendung war viel zu wenig gründlich vorbereitet. Ich pflege Sendungen, die zur Kritik herausfordern, mit unseren Verwandten eingehend zu besprechen. Wir waren uns einig: Es war eine schlechte Sendung gewesen. Ungefähr vier Fünftel der Tscharnergüter unterzeichneten ein Protestschreiben an Werner Vetterli, den Manager der Sendung. Statt Jammertaler und Kontaktarme, die es überall gibt, viel zu sehr zum Zuge kommen zu lassen, hätte man uns das Freizeitzentrum, das nebenbei erwähnt die Gemeinde Bern ein Sün-

dengeld kostet, das Invalidenwohnheim und das Studentenheim, die Kinderspielplätze, die Wege, die speziell für die Kinder angelegt worden sind, damit sie ungefährdet in Kindergarten und Schule gehen können, und den Schlittelhügel zeigen sollen. Meines Wissens hat man im Tscharnergut sehr viel für Kinder, Jugendliche und auch die Erwachsenen getan. Warum hat man den Leiter des Freizeitentrums nicht beigezogen? Seine Erfahrungen als Praktiker hätten mich mehr interessiert als das, was die Kinderpsychologin mitzuteilen hatte. Vermehrte Verhaltensstörungen scheinen bei den Kindern aus diesen Grosssiedlungen nicht aufzutreten, ansonst sie das sicher vorgebracht hätte. Ihr Vorschlag, Spielplätze für Dreijährige mit Bauklötzen auszustatten, erweckten in mir Zweifel. Kann man Dreijährige, die man von einer bestimmten Etage an nicht mehr beaufsichtigen kann, allein ins Freie entlassen? Gehören Bauklötze nicht eher in den Kindergarten und in das traute Heim? Ich verstehe bestens, dass die Tscharnergüter nach der Sendung erzürnt waren. Man hätte die Alteingesessenen, die sich anscheinend dort wohl fühlen, mehr zu Wort kommen lassen sollen. Hoffentlich zieht das Fernsehen aus dieser Lektion eine Lehre. Denn so geht es nicht.

Barbara

Wohnbaukredite als Restposten

Dem Wohnungsbau stehen jeweils diejenigen Bankkredite zur Verfügung, die übrigbleiben, nachdem der Kreditbedarf der besten Kunden - hauptsächlich für andere Zwecke - befriedigt ist. Dies wird von den Vertretern der führenden Geschäftsbanken bestätigt. Deshalb ist es auch weniger der Zins als Kostenfaktor, sondern das vorhandene Kreditvolumen, welches die Wohnbautätigkeit beeinflusst. Ein Mass für die Verfügbarkeit von Krediten für den Wohnungsbau ist die Differenz zwischen Hypothekarzins und Obligationenrendite. Letztere reagiert rasch auf Marktänderungen, während sich der Hypothekarzins nur sehr langsam anpasst. Fallen die Zinssätze (gemessen an der Obligationenrendite) bei gleichbleibendem Hypothekarzins, wie dies gegenwärtig der Fall ist, dann wird es für die Banken günstiger, Hypotheken zu gewähren.



(Quelle: Kommission für Konjunkturfragen)